

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 204.

Freitag, 1. September.

1916.

(24. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käthe van Daele.

(Nachdruck verboten.)

„Bierundzwanzig und ein halb“, fuhr Ludovika wild auf.

„Ich meinte ja nicht dich, liebes Kind. Ich machte nur eine allgemeine Bemerkung. Deine Schönheit hält sich ja vorzüglich und du verstehst ja auch der Jugend-frische nachzuhelfen —“

„Das habe ich von dir gelernt!“

„Richtig, und du kannst mir dankbar dafür sein“, lächelte die Freifrau anerkennend. „Aber weißt du, dabei bin ich auf einen neuen Gedanken gekommen. Vielleicht wäre Fee die passende, reiche Frau, die du heute für Alfons vorschlagst.“

Ludovika lächelte übertrieben amüsiert auf. „Das sieht dir ähnlich! Gleich ein Heiratsplänchen und ein Taschennattärcchen bei der Hand! Aber diesmal würde das schwerlich funktionieren. Alfons hat, wie du weißt, einen ganz anderen Geschmack.“

„Bah, unter dem Zwange der Verhältnisse müßte er sich eben so biegen lassen wie der deine, und vielleicht entzündet ihn gerade diese keusche und herbjung-fräuliche, rotblonde Art.“

„Ja, sicher! Der liebe Alfons legt auf Keuschheit und herbe Jungfräulichkeit hervorragenden Wert, das hat er immer bewiesen“, höhnte Ludovika. „Aber wenn er das auch wirklich tät, so kannst du sicher sein, daß Fee gar keinen Geschmack an seiner unkeuschen, begehrliehen Art fände. Sie hat so wie so, wie du selbst siehst, eine instinktive Abneigung gegen unsere Familie. Die wird sich vor Alfons nicht zu Liebe wandeln.“

„Das kann man nicht wissen“, beharrte die Mutter nachdenklich auf ihrer Ansicht. „Männern gegenüber ist das ganz etwas anderes, da wirkt manchmal gerade das Gegenteil von dem, was man an uns Frauen liebt. Es käme immerhin auf einen Versuch an und gegen den wirst du trotz deiner strengen Grundsätze, mit denen du Hab und Gut deiner künftigen Familie schüttest, doch wohl nichts haben. Denn irgendeinem fällt Fee mit ihrem Gelde doch einmal zu, und da kann es dir wohl gleichgültig sein, ob das dein Bruder oder ein anderer Habenicht ist.“

„Durchaus nicht, denn es braucht kein Habenichts zu sein. Gib dir überhaupt keine Mühe, Fee ist schon halb und halb in festen Fanden, sie hat schon eine angehende Schwiegermutter, mit der du es schwerlich aufnehmen kannst.“

„Das werden wir sehen. Schwiegermütter allein machen dergleichen doch nicht. Wenn du mich auch noch so giftig ansiehst, ich werde handeln wie es mir paßt und sage dir nur, daß du froh sein kannst, deine Partie in der Hand zu haben, denn jetzt tritt Fee als nicht zu unterschätzende Konkurrentin an deine Seite, und was ihr an Schönheit fehlt, ersetzt sie mit Geld. Da wären deine Chancen sehr zurückgegangen, liebes Kind. Also erzürne nicht deine Mutter, die daran arbeitet, deine Stellung zu befestigen, und laß sie ihre Wege gehen.“

In den nächsten Tagen wurde die Verlobung veröffentlicht und von diesem Augenblick an begann Frau

Amalie nicht nur an die Hochzeit zu denken, sondern auch schon für ihre Festsetzung und Verschleimung zu handeln.

Sie war mit der Tochter wieder vollkommen einig und nur darauf bedacht, für deren Interessen zu sorgen, natürlich immer mit dem Nebengedanken, daß sie dabei ihre eigenen und die ihres Sohnes auch fördere.

Zuerst galt es jetzt, Ludovikas empörten Widerstand gegen den Wohnsitz auf dem Borwerf zu beseitigen. Das Haus dort war alt, aber es hatte schöne Räume und wenn es gut hergerichtet würde, konnte es vielleicht hübscher werden als das Gutshaus der Eltern, in dem seit dem damaligen Einzuge des jungen Paares fast nichts verändert war. Die Freifrau fand es gar nicht übel, wenn Ludovika die beiden Älten nicht zu nahe hatte und ganz ihre eigene Herrin war, nur mußte alles neu und schön für sie zurechtgemacht werden. Sie fing daher beizeiten an, ihren Felszugsplan zu eröffnen.

„Benutzt doch die gute Jahreszeit, um im zukünftigen Hause der jungen Leute alles herrichten zu lassen“, sagte sie halb nach der Verlobung. „Es wird dann alles beizeiten fertig und kann austrocknen.“

Bruder Fritz runzelte die Stirne. „Was hat da viel auszutrocknen, um beizeiten fertig zu werd'n? Das bißchen, was da zurechtmachen is, wird allemal fertig, um mit der Hochzeit eilt's nich, das hab' ich gleich gesagt.“

„Nieber Fritz, deine Meinung in Ehren, aber wenn du von „ein bißchen“ sprichst, so ist das doch unzutreffend. An dem Hause muß tüchtig umgebaut und nach den Ansprüchen der Jetztzeit verschönert werden. Ludovika ist gewiß bescheiden, aber —“

„Ja, Fritzchen, da hat Amalie recht“, fiel Frau Minchen eifrig ein. „So bleiben kann es nicht, wenn ein junges Paar einzieht.“

Die sich neuerdings zum Stammvater auswachsende Redensart Frau Minchens „Amalie hat recht“ brachte den Hausherrn zur Verzweiflung. Gleich polterte er wild los.

„Wir sind auch ein junges Paar gewesen und bei unserem Einzug hat kein Mensch daran gedacht, umzubauen und zu verschönern. Und was für uns gut genug war, wird wohl auch für diese taugen.“

„Mein lieber Fritz, du stellst unhaltbare Beispiele auf“, lächelte die Freifrau überlegen. „Zwischen damals und jetzt liegen fast dreißig Jahre, da ist das Haus nicht jünger und schöner geworden —“

„Ach was, dreißig Jahr! Denkt nich daran, acht- undzwanzig sind's erst“, brummte Bruder Fritz, direkt nur aus Lust am Widerspruch und als Ausbruch seiner üblen Laune.

In den schönen blauen Augen seiner Schwester zuckte ein grünlicher Schein von triumphierender Schadenfreude auf. Er lieferte sich selbst in ihre Hände.

„Bleiben wir lieber bei dreißig, lieber Fritz, es macht sich für Eugens Alter besser. Eugen ist auch schon achtundzwanzig“, sagte sie ganz sanft, aber mit mon-

genehmer Deutlichkeit und sah dem Bruder fest und durchdringend ins Gesicht.

Da sah der Pfeil, den sie flug im Köcher gehalten, nun wollte sie einmal sehen, welche Wirkung er ausübte. Wenn sie diesen Hinweis nicht verstanden, würde sie deutlicher werden.

Frau Minchens altes, graues Gesicht bedeckte sich mit fliegender Röte und auch ihr Mann bißte verwirrt, und seine frische Hautfarbe vertiefte sich um etliche Töne. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Dieses Frauenzimmer, diese gemeine Erpressernatur! Baden hätte er sie mögen und schütteln und mit kräftigem Schwünge aus dem Hause werfen! Waagte ihm zu drohen, dachte, daß er sich einschüchtern lassen würde! Und dabei war es ihm, als wenn ihr Blick und ihre Worte sich ihm wie ein Joch auf den Nacken legten und ihn niederzwangen in den Staub zu ihren Füßen und in ihre Macht. Wenn sie so etwas vor den Kindern sagte, — wenn die erführen —! Seine Kee, vor seiner Kee erröten müssen, — unerträgliches Gedankel!

Die Blicke der Gatten trafen sich, in Frau Minchens Augen eine tödliche Angst, eine flehende Bitte. Die kleine Unregelmäßigkeit, mit der sie vor neundzwanzig Jahren lächelnden Mutes ihr Leben in neue Bahnen lenkte, die sie erhobenen Hauptes und ungerührt von Eitel und Waters Zorn getragen hatte, legte sich heute in Gedanken an ihre Kinder auch wie ein eisernes Joch auf ihre alten, schwachen Schultern. Vergessen war es gewesen, nie mehr hatte sie daran gedacht, aber nun wuchs es vor ihr auf. Der Berg, den sie damals leichten Fußes überstiegen, wurde jetzt unübersteiglich. Ihr Blick flog zu ihrem Mann hinüber: „Sich nach, reizte sie nicht, — hilf mir!“

Fritz Niesel atmete schwer. „Na, meinstweilen, wir können ja d'ran denk'n, daß das Haus repariert wird. Ja, is schon 'ne lange Zeit. — Es kann ja gemacht wer'n, — bei Gelegenheit werd' ich mit 'm Maurermeister d'rüber sprechen“, rang es sich langsam und stoßweise von seinen Lippen.

„Ach, lieber Fritz, sprich doch nicht von „bei Gelegenheit“, sagte sie liebenswürdig lächelnd. „Das ist ein sehr weilläufiges Wort. Was fertig ist, ist fertig, für alle Fälle. Bis in die Ewigkeit könnt ihr die Hochzeit doch nicht hinauschieben. Lange Brautschaften sind mir ein Greuel, und besonders, wenn das Brautpaar sich täglich sieht. Das gibt Unzulänglichkeiten. Junge Leute haben heißes Blut, man muß ihnen nicht zu viel zumuten. Nicht wahr, Minchen, das verstehst du wohl auch?“

Sie fühlte sich jetzt ganz sicher und zog die Leine, an der sie die beiden alten Sünder hielt, fester an, indem sie die Schwägerin mit demselben dringenden Blick umging, mit dem sie vorher den Bruder zahm gemacht hatte.

Frau Minchen war nun noch grauer als gewöhnlich. Sie sah ihren Fritz wieder an und sagte heiser: „Das soll mein Mann bestimmen, mir ist alles recht. Sogar sehr recht, wenn die Hochzeit bald ist, damit wieder Ruhe in unser Haus kommt; nicht wahr, mein Fritzchen?“

In diesem Augenblick haßte sie die schöne Schwägerin. Mit einem Ruck war die Erkenntnis von deren wahrem Charakter über sie gekommen. Wie ein Roman, dachte sie wieder, aber diesmal ohne jede Freude und Genugtuung. Sie hatte auch in den Büchern niemals Sympathie für intrigante Personen, in Wirklichkeit und auf sich selbst angewendet, empfand sie solche noch weniger. Ihr Fritz hatte doch recht gehabt, er kannte die Lumpenbagage. Gottchen, Gottchen, sich in seinem eigenen Hause so etwas sagen zu lassen, so auf den Pfiff gehorchen zu müssen.

Abends im Schlafzimmer rang Frau Minchen ihre Hände und weinte. „Fritzchen, Fritzchen, wie stopfen wir ihr den Mund? Wenn die Kinder es erfahren und uns nicht mehr achten, das überleb' ich nicht! Fritzchen, das ist der Kluch meines Waters!“

Sie fühlte sich jetzt wieder ganz eins mit ihrem Fritzchen, ganz abhängig und hilfsbedürftig und das von ihr stammende Vermögen spielte gar keine Rolle mehr, Schrecken undummer hatten sie vollkommen in die alte Stellung zurechtgerückt.

Fritz Niesel strich seinem Minchen tröstend über das graue, spärliche Haar. „Sei du man ganz ruhig, mein Minchen, mit dem Rader werd' ich schon fertig. Ich hab' schon mit ihr gesprochen. Entweder sie kommt mich nie mehr mit so 'ne Redensarten, oder ich schmeiß' ihr un ihre Bajage aus'm Haus!“

In der Erregung liefen ihm doch manchmal noch kleine grammatikalische Fehler mit unter und seine Frau pflegte ihn dann meistens liebevoll auf den richtigen Pfad zu weisen. Aber heute dachte sie selbst daran nicht. Kläglich fiel sie ein: „Ach, Fritzchen, die Rudovika kann doch nichts dafür, das Kind ist ja ganz unschuldig —“

„Siehste, das Deiwelsfrauenzimmer hat dir rein verhergt! Es wird kein Friede im Haus, eh' nich die ganze Bajage draußen is!“ (Fortsetzung folgt.)

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

Zwei Kriegstage in London.

Wenige Tage vor meiner Abreise von London. Mit dem Gefühl, daß etwas Folgeschweres in der Luft liegt, eile ich am Morgen in das Speisezimmer der Pension zum Frühstück hinunter. Die altliche blasse Landlady mit den scharfzantigen Zügen, die mich von meinen früheren Besuchen her gut kennt, stürzt mir an der Tür entgegen. „O, Mr. T., Mr. T.“, ruft sie außer sich, „it's a shame! it's a scandal and a shame!“ Ihre Finger trampften sich um ein Zeitungsblatt, das mit knallenden Lettern bedeckt ist. „Denken Sie sich, Mr. T., Revolution in Irland. Revolution am helllichten Tag. Britische Offiziere und Mannschaften von Iren niedergeschossen. Das Hauptpostamt in Dublin von Rebellen besetzt. Der Aufruhr im ganzen Land. Und so etwas jetzt, während des Krieges erleben zu müssen! Wo man doch so felsenfest überzeugt war, die Iren würden niemals —. Aber das kommt von unserer lächerlichen Milde und Humanität. Asquith ist nur mehr noch ein Wacklappen.“ Zusehen und abwarten!“ Da hat man's jetzt. Erinnern Sie sich, Mr. T., was ich Ihnen das letzte Mal über Irland sagte, was wir Engländer alle sagen: Am besten, es würde mit Sack und Pack ins Meer versenkt!“

Diese Worte sind der Grundton zu dem bewegten Tage. Denn nun erhalte ich zum Breakfast, Lunch, zum Tee, zum Dinner und zum Supper Irland, Irland und wieder Irland vorgesetzt. Irland in allen erdenklichen Varianten, auf alle mögliche und unmögliche Weise von den Leuten zubereitet. An die Tragödie des armen, ausgefogenen Volkes denkt freilich niemand, alles dreht sich dabei um die Tragödie Englands! Ohne etwas Ordentliches genossen zu haben, eile ich zur Untergrundbahnstation. Die flirrende „Tube“ soll mich aus der Vorstadt in die City bringen. Rasch in den Lift, der uns zum Zug herunterträgt. Die rasselnden Wagen befördern uns eilends durch „die Eingeweide der Erde“, wie der Londoner in Friedenszeiten humoristisch sagte. Ankunft bei der „Bank“-Station. Die vollgepfropften Lifts speien ihren Inhalt wieder an die Erdoberfläche. Wie gelb-nebelig doch die City aussieht! Die Häuser düster, graugelb. Das gelbliche Licht spielt auf den zahllosen dahinhastenden Gesichtern. Gelbe Riesenplakate an den Hauptgebäuden des Places, wo sich die sechs, sieben Hauptverkehrsadern der Metropole schneiden. Aufschriften in Riesenlettern: „Bürger, zu den Waffen!“ „Erzeuget Munition, Munition!“ „Noch zweihunderttausend Kämpfer für das Vaterland benötigt!“ „Laßt Euch noch heute anwerben, morgen mag es schon zu spät sein!“ „Kämpfet für Völkerecht und Wahrheit, für Humanität und Gerechtigkeit, kämpfet für die Existenz der kleinen Nationen!“ Noch nie ist mir die blutige Ironie dieser Worte so aufgefallen wie heute morgen. Aus den Seitengässchen strömen zerlumpte Buben, in gelbe, grüne, rote, blaue Zeitungsplakate eingehüllt, überfallen förmlich die Passanten und brüllen aus Leibeskräften durcheinander: „Die letzten Nachrichten! Die

letzten Nachrichten! „Blutiger Aufstand in Berlin!“ „Italiener dringen siegreich gegen Wien vor!“ „Die Deutschen vor Verdun in eine Falle gelockt!“ „Beste Nachrichten vom Kriegsschauplatz!“ „Maschinengewehre in Dublin!“ „Blutige Schlacht in Dublins Straßen!“ „General Maxwell für Irland!“ „Irische Schurken und Hochverräter!“ „Stich in den Rücken!“ „Dreihundert irische Rebellen niedergemetzelt!“ „Britische Vergeltung an den Meuterern!“ „Daily Mail! Daily Mail! Lesen Sie die Daily Mail! Stärkste Auflage aller Londoner Blätter! Die Zeitung, die den Krieg vorausgesagt hat!“

Von dem dunklen Menschenstrom fortgeschwemmt, treibe ich die Queen Victoria Street hinunter. Mit Gestampf und Getröte, von Reklameschildern bis ins Dach bedeckt, rasselt schwer leuchtend, die Häuser erschütternd, ein plumper Autoomnibus vorüber. Ich springe auf, erklettere die fahrende Warte. Vom Dach ein guter Blick über Straßen und Menschen. An einer Rekrutenfangstation vorbei. Der Wagen hält. Deutsches Brot und deutsche Brotarten in den Auslagefenstern, wohl als Beweis dafür, daß Germany verhüngert. Ein Werbeoffizier hält eine Ansprache. Keiner kümmert sich darum. Der Autoomnibus fährt weiter. Rechts die St. Pauls-Kathedrale, schmutzig, rauchgeschwärzt. In die gelbliche Atmosphäre recken sich die hohen Häuser des steilen Ludgate Hill empor. Unten, zu meinen Füßen, Straßen-Gaulerier, meist Krüppel aus dem Burenkrieg, die Kinder-Spielzeug, Kriegslandkarten, König Georgs Bildnis um einen Penny, nur einen Penny, johlend feilbieten . . .

Ich steige aus, und vor mir dehnt sich die Fleet-Street, die weltberühmte Fleet-Street mit ihren zahllosen, wie in den schweifigen Himmel wachsenden, turmhohen Zeitungs-redaktionsgebäuden, die alle von unten bis oben mit metallnen Niesenlettern bedeckt sind. Hier ist es, das grandiosste Lügen-Frauenhaus, die grandiosste Lügenmär-Fabrik der Erde. Keinen Augenblick stehen die Maschinen still. Täglich die gleichen Lügen ohne die geringste Abwechslung, ohne den leisesten Geschmack . . . Heute aber hat Fleet-Street Irland zu verbauen. Und wie ich weiterstreite, scheint mir das aus all den traurigen Häusern, aus jeder Seitengasse, von allen Dächern entgegenzufließen. Fortwährend höre ich die Leute im Vorbeigehen durcheinander reden: „Das Unerhörteste ist geschehen. Was wir dem Feinde prophezeiten, tausend-, millionenmal, bei uns, bei uns hat es sich jetzt abgespielt. In der Stunde, wo das „Old Country“ auf Tod und Leben kämpft, sind ihm Verräter am eigenen Herd erstanden.“ Überall fahle Gesichter mit bekümmerten Mienen. Die mit Ähzen und Stöhnen arbeitende Niesenmaschine scheint an irgend einer Stelle doch nicht ordentlich geölt zu sein . . . Da schneidet meine Gedanken eine Werbelapelle ab, die lärmend aufmarschiert und der ein Rudel Müßiggänger in Lumpen folgt. Die Klänge sind mir bekannt, sie sind die Begleitung zu den Worten eines englischen „Hahngesanges“:

„Nieder mit den Deutschen, und wären's noch so viel!
O Heer und Flotte, rott aus sie mit Stumpf und Stiel!
Nieder mit der Epionenhut, der frechen!
Die Jungen rauschneiden, die Augen austreten!
Nieder mit allen!“ . . .

Am Tage der Abreise. In wenigen Stunden soll mich der Zug nach Kilbury bringen. Und dann Rückkehr nach dem Kontinent. Der Weg führt mich über den Trafalgar Square. Ein langer Zug von Suffragetten wird sichtbar, mit Flaggen und Niesenbannern in allen Farben, die mit goldenen Buchstaben durchwirkt sind: „Stop the War“. Langsam, feierlich, gemessen, mit tiefersten, bekümmerten Zügen schreiten die Frauen, jung und alt, allen Ständen angehörig, zum Takte der Musik. Dem Kriege soll ja Einhalt geboten werden, sofortige Friedensunterhandlungen will man heischen! Schon haben sich auf den Stufen der Nelson-Säule Rednerinnen aufgestellt, schon haben sich die Komiteedamen ihnen zur Seite gestellt. Da werden plötzlich laute Rufe hörbar: „Move on! Move on!“ Schuppleute in dunkelblauem Tuch mit Koatsbeefgesichtern zwingen die Frauen, die Stufen des Denkmals zu verlassen. In großer Anzahl mengen sie sich unter die Haufen, rudern mit ihren Armen in die Menge hinein und schreien unermüdlich: „Move on! Move on!“ Gleichzeitig taucht von Charing Cross her ein ganzes Regiment von Beschäftigungslosen und Bummlern auf, das auf die wehrlosen Frauen losstürmt, in dem Gewirre werden die Flaggen zu Boden getreten, die Fahnenstöcke geknickt. Handgemenge

zwischen den Studenten und den Suffragetten. Immer energischere Mahnungen der Polizisten: „Move on! Move on!“ Ein paar Frauen stürzen zu Boden, andere werden hingschleift . . .

Ich verlasse diesen einstigen Platz der Redefreiheit und begeben mich in die hocharistokratische Pall Mall, diese Straße der ersten und vornehmsten Klubs der Siebenmillionenstadt. Der C. C. Klub, der meinen Freund zum Mitglied hat und dem nun mein Abschiedsbesuch gilt, hält sich während des Krieges noch mit vieler Mühe aufrecht. In den prächtigen Räumen wimmelt es von Earls, von Lords, von Right Honourables und sonstigen britischen Größen, die fast alle in Evening Dress erschienen sind. Von den Straßen her bringen bange, langgebeugte Kufe von schicksalsschwerem Klang: „Kut-el-Amara! Kut-el-Amara! Kut-el-Amara!“ Verwünscht, diese türkischen Namen! Man denkt unwillkürlich an die Höhe der Dardanellen, an Ari-Burun. Man denkt unwillkürlich an die „glorreichen Rückzüge der Weltgeschichte.“ Aber nein! Wahrhaftig, man braucht sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Der ganze C. C. Klub ist ja felsenfest überzeugt davon, daß in kürzester Zeit Bagdad in die Hände der Engländer fallen müßte! Aber nun — was sollte das? Wie? Was? Kein neuer britischer Sieg nach dem Sieg über die Rebellen Dublins?! „Kut-el-Amara! Kut-el-Amara! Britische Besatzung eingeschlossen, Hungersnot!“ „Kut-el-Amara! Selbenthafte Besatzung muß sich ergeben!“ „Neuntausend Mann kapitulieren!“ Wie Reulenschläge saust es nieder. Die grauenhaften Kufe wollen gar kein Ende nehmen. Es ist wie ein böser Traum. Und die Klubmitglieder raunen durcheinander: „Was ist es mit unserm Prestige im fernen Osten? Was soll aus Indien werden? Wohin steuern wir überhaupt?“ Andere versuchen sich zu trösten. Die Engländer hätten die Deutschen und die Türken gewiß nur in eine Falle gelockt . . . Aberdies, was spielten auch neuntausend Mann für eine Rolle! „Wie!“ ruft ein Herr mit bleichem Gesicht und bebenden Nasenflügeln dazwischen, „was für eine Rolle?! Schmach und Schande! Die größte britische Besatzung, die sich je ergeben hat!“ „Ich hab es stets gesagt“, erklärt sein Nachbar, „unsere Führung ist unter jeder Kritik. Jede Wette, morgen erklärt unser famoser Asquith: „Die Lage war noch nie so günstig!“ „Ich hab das Kriegsspiel endlich satt“, stellt wieder der Bleiche mit den zuckenden Nasenflügeln fest; „kein Sport für mich! So war es mit der Neutralität Belgiens wirklich nicht gemeint!“

Durch den früher so anheimelnden Saal zieht nun ein Frösteln, ein Eishauch. Keiner scheint zu wissen, was er mit sich beginnen soll. Whisky und Soda läßt man zur Stärkung kommen, starrt fassungslos in die Flammen des Kamins, die auf den fahlen Gesichtern hin und wieder zuden. Der Engländer versucht ja stets seine Erregung so gut wie möglich zu verbergen. Aber diesmal will es kaum gelingen.

Ich empfehle mich meinem Freunde. „Good-bye, old chap!“ Und aus der warmen Fülle von Licht und Strahlen trete ich hinaus in die schneidenden Kühle, schwarze Finsternis mit ihren huschenden Schatten. Da durchschneiden tastende Lichtfegeln das dichte Dunkel über dem geisterhaften Trafalgar Square. Gespenstisch taucht der Admiral auf seiner Niesen-Säule für Momente auf. Ah, da wälzt sich ja schon der schwarze „River“ hin. Wie gelähmt scheint die stolze Themse dazuliegen. Kein einziges erlösendes Licht an den Kais, auf den Brücken, kein Schimmer von der einstigen, wundervoll orangefarbenen Nachthelle der Themsestadt mit ihren tausend goldenen, flammenden, zuckenden Farben! Tiefe, schwarze, erdrückende Einsamkeit und Kirchhofstille. Nur das Raunen der Wellen verrät das Wasser.

Charing Cross. Hier reißt sich ein Theater, ein Zingel-Tangel-Palast an den andern. Die Abendvorstellungen sind jetzt stark beschränkt. Vor den Eingängen fahren trotz Finsternis die Luxusautos vor. Herren in Evening Dress, Damen in den kostbarsten Abendtoiletten, mit Geschmeide behangen, entsteigen ihnen. Sogar die Kinobesucher tragen jetzt zum Teil Gesellschaftsanzug . . . Irland und Kut-el-Amara. Totenfeier in Evening Dress im Zingel-Tangel!

Aber — ist denn dieses ganze reiche wundervolle London, dieses unendliche Themsebabel in all seiner finsternen Nacht nicht schon seit Beginn des Krieges ein einziges tiefenhaftes Zingel-Tangel? Vermeint man nicht immer wieder in einem moralischen Zingel-Tangel zu wandeln?

Welch ein erlösender Gedanke, morgen abend wieder auf dem Kontinent zu sein!

Aus der Kriegszeit.

Rumänien und sein russischer „Bundesgenosse“. Das Eingreifen Rumäniens in den Weltkrieg rückt die rumänisch-russischen Beziehungen gegenwärtig in den vordersten Kreis der Weltkriegspolitik. Diese Beziehungen, bei denen Rußland stets bemüht war, die Rolle des Mächtigen und mit seiner Soldatenmenge lebenden „Beschützers“ zu spielen, treiben Rumänien in einen Kampf, der es ganz von der Unterstützung durch das Zarenreich abhängig macht. Die Art aber, wie Rußland bereits einmal — und zwar vor 38 Jahren — seine Beschützerrolle aufgab, kann nicht gerade als günstiges Vorzeichen für die neue Waffenbrüderschaft angesehen werden. Denn Rumänien steht nunmehr an der Seite desselben Rußland, das 1878 seinen damaligen Verbündeten schmachlich im Stich ließ und um den Preis, den es als Lockspeise aufgestellt hatte, schändliche und kaltblütig betrug. Am 6. August 1876 war der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten Bratianu an die Spitze der russischen Regierung getreten. In jenen Tagen drohte wieder einmal ein Krieg zwischen Rußland und der Türkei. Das russische Protektorat über die Donaufürstentümer war 1856 aufgehoben worden, dem Namen nach standen diese Staaten noch unter der Oberhoheit der Pforte, an die sie Tribut zahlen mußten. Rußland hatte es früher für ein selbstverständliches Recht gehalten, bei Ausbruch eines Krieges mit der Türkei einfach, ohne zu fragen, durch Rumänien zu marschieren. 1877 war dieses Land unter der kaum zehnjährigen Regierung Karls I. soweit innerlich erstarkt und selbständig geworden, daß der Zar sich herbeilassen mußte, einen Vertrag über den Durchmarsch abzuschließen, in dem die Sicherung aller staatlichen Einrichtungen und der Grenzen Rumäniens feierlich zugesichert wurde. Sofort nach dem Beginn des Krieges hielt Rumänien seine Zeit für gekommen, seine volle Unabhängigkeit zu erklären und die Tributzahlungen einzustellen. An Rußland glaubte es ja jetzt eine unbedingte Stütze und Sicherheit zu haben. In dem Vertrage war von Gebietszuwachs nicht ausdrücklich die Rede, aber der russische Gesandte Kalidoff hatte alles versprochen, wonach Joan Bratianu nur Verlangen trug. Damas schrieb ein rumänischer Senator über diesen Vertrag die bezeichnenden Worte: „Nicht aus Haß gegen die Türkei, nicht aus Sympathie für das russische Volk oder die panslawistische Idee, sondern aus Furcht, von dem Stärkeren zerschmettert zu werden, wurde Rumänien der Alliierte Rußlands...“ Die Unabhängigkeitserklärung erzeugte den höchsten Hohn der Russen, deren Oberbefehlshaber (auch damals ein Nikolaus Nikolajewitsch) bei seinem Einmarsch eine Proklamation an das rumänische Volk erließ, als ob dasselbe keinen eigenen Herrscher habe, sondern von Rußland abhängig sei. Schon von Anfang an sprachen diese Verbündeten offen von der Auslieferung Besarabiens, denn von ihrem Siege über die verachteten Türken waren sie felsenfest überzeugt. Aber das ganz Unerwartete geschah. Die Russen wurden überall, in Kleinasien wie in Europa, von den Türken geschlagen. Schon am 18. August erhielt König Karl aus dem russischen Hauptquartier eine Depesche mit der dringenden Bitte um rasche Hilfeleistung unter jeder Bedingung. Die Rumänen leisteten dem Ruße Folge, und der König übernahm auf besonderen Wunsch des Zaren den Oberbefehl über die vereinigten russisch-rumänischen Truppen. Jetzt änderte sich das Kriegsglück. Plewna, die Stätte schwerer russischer Niederlagen, wurde nun zur Rettung Rußlands. Und der Dank des Zaren für die Hilfe aus gefährlichster Lage! Rumänien wurde gezwungen, jenen Teil Besarabiens, der 1856 durch den Pariser Vertrag wieder an Rumänien gekommen war, an Rußland abzutreten. Die Dobrudscha erhielt es dafür — ein schlechter Tausch. Alle Proteste blieben wirkungslos. Der russische Reichskanzler erklärte dem rumänischen Gesandten in Petersburg: daß „trotz allen Geschreis, das im Lande und im Auslande wegen der Besarabischen Frage erhoben würde, Rußlands Entschluß unwiderruflich wäre; die Frage würde nicht vor einen Kongreß gebracht werden, denn das hieße den Kaiser beleidigen.“ Nötigenfalls würde Rußland Besarabien mit Gewalt in Besitz nehmen. Es berührt heute wie eine Ironie der Weltgeschichte, daß damals der Ministerpräsident Joan Bratianu nach

Wien und Berlin ging, um Österreich und Deutschland um Hilfe anzufragen. England spielte sich auch damals als Beschützer der kleinen Staaten auf; es rasselte heftig mit dem Säbel — anderer Nationen, gab aber, als es Ernst wurde, klein bei. In echt englischer Diplomatie zog es sich durch einen Vertrag mit Rußland aus der Affäre, indem es erklärte, daß es „nicht allein die Verantwortung auf sich nehmen möchte, sich dem vorgeschlagenen Tausche zu widersetzen und sich darum verpflichte, eine Entscheidung in diesem Sinne nicht anzufechten.“ So handelte vor 40 Jahren der Staat, der heute sicherlich alle Versprechungen seines jetzigen „treuen Verbündeten“, Rumänien gegenüber garantiert hat!

Vom Menschentum im Kriege. Unter den zahllosen Veröffentlichungen aus dem Felde, die den Dabeigebliebenen ein Bild des Krieges in seiner ganzen kaum absehbaren Mannigfaltigkeit bieten, gebührt nach wie vor den Feldpostbriefen unser größtes Interesse. Denn sie geben ungeschminkt und ungekünstelt, noch atmend vor der Erregung des Erlebten den Krieg so wieder, wie er in direktester Weise auf das menschliche Gemüt zu wirken vermag. Eine der wertvollsten Bereicherungen unseres Wissens vom Kriege aber bedeuten die in der bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Zeitschrift „Die Tat“ veröffentlichten Feldpostbriefe von Albert Klein, deren Inhalt sich am besten zusammenfassen läßt unter dem Titel: Vom Menschentum im Kriege. Nicht äußerliche Kriegserlebnisse werden hier geschildert, sondern der Autor, der im Frieden als Schullehrer in Gießen tätig war, spürt den verborgenen Zusammenhängen zwischen Krieg und reinstem Menschentum nach, um vom Standpunkt echtdeutscher Betrachtung zu zeigen, wie heute Krieg und Kriegsführung als Ganzes im Volksleben stehen, wie unter der Oberfläche der Schlachten- und Siegestechnik das Menschliche, das Menschentum spielt, aus dem letzten Endes die Krieger und die Kriege geschnitten seien. So finden wir eine ebenso nachdenkliche wie treffende Charakteristik des deutschen Offiziersgeistes: „Der Krieg ist auch im kleinsten ein Heraus-Heraus-Herausgerissenwerden aus Höhe zu Tiefe, aus Tiefe zu Höhe, und die emotionalen Menschen kommen am meisten auf ihre Rechnung. Ich glaube, daß dies Moment auch wesentlich an der Kriegslust so vieler Offiziere beteiligt ist, dieses Bedürfnis härtester Emotionen. Wobei ich gleich bemerke, daß ich darin etwas Großartiges finde, denn es gibt ungebrochene Kraft zum Aushalten, Pflichtgefühl, Löwenmut, der vor nichts zurückweicht. Das ist wahr: unser aktives Offizierskorps in seinem hohen Wert lernt man erst im Felde schätzen. . . Was liegt daran, wenn ein Hauptmann im Frieden etwas rauh mit seinen Leuten umspringt — aber in wührender Feldschlacht springt er, den Revolver in der Hand, vor an eine Stelle, die von drei Seiten, zwei Batterien und einem Maschinengewehr beschossen wird, und kundschaftet Stellungen aus.“ Auf außerordentlich plastische Art gelingt dem Autor der Nachweis, inwieweit die Kriegsarbeit des lebensfördernden Elementes mehr bedarf als des zerstörenden: „Was mich immer wieder erstaunt hat und was ich namentlich Euch Hinterwäldlern zurufen muß, das ist die ungeheure Paradoxie des Krieges: er ist Zerstörung nur in der vordersten Front, d. h. da ist Zerstörung das aufregendste, erschütterndste Moment, aber eben nur ein Moment. Aber auf dem Weg dahin ist alles Erhaltung, Herbeischaffung, Lebensfördern. Der Feind soll zerstört, die Eigenen erhalten und gestärkt werden.“ Diese Funktion des Erhaltens und Lebenssteigerns, die in den alten Söldnerheeren dem Troß zumut, wird heute von dem ganzen Volk, von der vordersten Verpflegungstation bis in die letzte Bauernhütte hinein, übernommen. Es ist dies „eine solche Unendlichkeit, daß sich davor das bishigen Fallen und Sterben da vorne ganz verliert; man muß; der Sinn des Krieges ist Erhaltung, nicht Vernichtung, so wie man paradox gesagt hat, sein Sinn sei Einigkeit, nicht Zwietracht.“ Intensives Verständnis bringt der Autor der im Felde ausgefalteten Kunst des Erzählens entgegen, die im Weltkriege an die Stelle des Volksliedes getreten sei. „Da sitzt man ganz direkt am Ursprung der vollstimmigen Epik, wie sie dünn anhebt und sich allmählich zu den großen erzählenden Dichtungen (Homer, Beowulf usw.) und zu den Balladen ausbreitet, die Kunstwerke sind.“ Das Badendste und Elementarste aber dieser Betrachtungen über das Menschentum im Kriege ist die Schlußfolgerung, zu welcher der selbst als Kämpfer in vielen Schlachten erprobte Autor gelangt und in der er sagt: „Ich habe von der „zerstörenden“ Wirkung des Krieges noch nichts gemerkt, sondern je länger er dauert, um so weicher macht er, um so menschlicher, um so mitfühlender. Daß ich den Kameraden neben mir nicht lange mehr halte, daß ich neben dem anderen vielleicht heute nacht schon dahinsinke, das drängt uns zusammen. Körper voll Wärme, voll Blut, voll Seele — und in wenig Stunden ein armer, zerschossener Felsen! Verroht das? Oder preßt es nicht vielmehr die Tränen so heraus, daß sie dich würgen wollen? Eben darum, weil Krieg so milde macht, so weich auch gegen den Feind, kann er nicht lange dauern. Es können nicht Menschen immerdar in dieser Ekstase des Gefühls leben. . .“